

Kurd von Schlözer, ein deutsches Diplomatenleben.

Die Schlözers wurden zuerst bekannt durch August Ludwig v. Schlözer (1735—1809), den berühmten Publizisten, dessen „Briefwechsel“ und „Staatsanzeigen“ den Schrecken der deutschen Kabinette bildeten. „Was wird der Schlözer dazu sagen?“ soll Maria Theresia öfters gefragt haben, wenn eine Maßnahme Anlaß zu Beanstandungen bieten konnte. Noch auf manchen andern Gebieten hat der unglaublich vielseitige und arbeitsfrohe Mann sich betätigt. Seine Studien über ältere russische Geschichte sind für die weitere Forschung bahnbrechend geworden und trugen ihm 1804 die Erhebung in den russischen Adelsstand ein. Er knüpfte auch die engen Beziehungen zu Rußland, die der Familie von großem Nutzen wurden und besonders auch seinem Enkel, Kurd v. Schlözer, zustatten kommen sollten.

Dieser wurde 1822 als Sohn des russischen Generalkonsuls, Karl v. Schlözer, in Lübeck geboren. Vielseitig wie sein Großvater, hat auch er auf den verschiedensten Gebieten seine reichen Gaben entfaltet. Er hat sich mit Erfolg in der streng wissenschaftlichen Arbeit versucht, vor allem aber durch flüssig geschriebene Darstellungen aus der Geschichte viel Anerkennung erworben. Dazu war er ein tätiger Freund von Forschern und Künstlern, von denen nicht wenige seiner Dienstwilligkeit Anregung und Förderung zu danken hatten. Einzelnen, wie Liszt, Gregorovius und dem Maler Wider, ist er mehr als ein stets bereiter Helfer gewesen. Seine eigentliche Bedeutung hat Kurd v. Schlözer aber als preußischer Diplomat, und in dieser Tätigkeit erhebt er sich zu geschichtlicher Größe, als er 1882 von Bismarck zum Vatikan gesandt wurde, um die Verhandlungen über den Abbruch des Kulturkampfes zu führen.

Noch nach seinem Tode ward Schlözer ein Ruhm zuteil, an den er bei Lebzeiten wohl nie gedacht hat. Er gilt heute als einer der ersten deutschen Meister in der Kunst des Briefes. Seine „Römischen Briefe“ haben die 13. Auflage schon erreicht, ein Erfolg, wie er in unserer Sprache doch wohl nur selten einer Briefsammlung zuteil geworden ist. In jüngeren Jahren, als die Eltern noch lebten und die Sorgen des Amtes weniger lasteten, war Kurd v. Schlözer ein fleißiger Briefschreiber¹; später nimmt, wie die Herausgeber seiner Korrespondenz versichern, dieser Drang, sich mitzuteilen, immer mehr ab. Für die ganze lange Tätigkeit in Washington von 1871 bis 1882 versiegt er fast vollständig. Der fünfte Band seiner Briefe, der vor kurzem unter dem Titel „Letzte römische Briefe“² erschienen ist, und die Sammlung seiner Familien- und Freundesbriefe abschließt, verdient eigentlich diesen Titel gar nicht; denn der Hauptsache nach enthält er eine Darstellung von Schlözers Tätigkeit als Gesandter beim Heiligen Stuhl und seiner Entlassung aus dem Staatsdienst. In diese Darstellung sind einzelne Schreiben des Diplomaten ganz oder im

¹ Die Briefe Schlözers erschienen unter den nachstehenden Titeln: Jugendbriefe 1841—1856. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer, 1920. — Petersburger Briefe 1857—1862. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer, 1921. — Römische Briefe 1864—1869. Herausgegeben von Karl v. Schlözer, 1913. — Mexikanische Briefe 1869—1871. Herausgegeben von Karl v. Schlözer, 1913. Alle Bände erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin u. Leipzig.

² Kurd v. Schlözer, Letzte römische Briefe 1882—1894. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt.

Auszug eingeflochten. Immerhin ist man auch für diese Gabe dankbar; denn sind die Briefe darin auch nur gering an Zahl und im Vergleich zu den früheren blaß und kurz, wer den Menschen Schlözer aus den Briefen jüngerer Jahre kennen gelernt hat, der wird froh sein, auch ein Geringes von dem Manne auf der Höhe des Lebens und von dem Greise noch zu hören. Und wenn diese Stimme langsam verklängt, so ist das ja schließlich auch ein Beitrag zu Schlözers Lebensgang. Darin aber dürfte wohl der Hauptwert dieser fünf Briefbände bestehen, daß sie uns das Werden, Wirken und Wollen eines reichen Menschenlebens geben. Sie sollen im Folgenden die Quelle sein für eine Darstellung seines Lebens.

Die „Jugendbriefe“ setzen, wenn man von einem Schreiben des Zehnjährigen an den älteren Bruder absieht, erst mit dem Zeitpunkt ein, wo der Jüngling, damals 19 Jahre alt, das Elternhaus verläßt, um auf der Universität nach dem Willen des Vaters die Gelehrtenlaufbahn zu beginnen. Aber wieviel Licht fällt aus diesen und späteren Briefen auf die Jugendzeit im stolzen Lübeck, dem „hanseatischen Nürnberg“, dessen alte Backsteinkirchen mit ihren himmelanstrebenden Türmen, dessen behäbige Giebelhäuser und trugige Tore, dessen walddgrüne Umgebung dem Studenten und dem Manne fern der Heimat immer wieder vor die Augen treten! Wie oft gedenkt er ihrer in seinen Briefen! Das war geschichtlicher Boden, auf dem edle Heimatliebe und Verständnis für frühere Zeiten erwachen mußten. Die Vaterstadt mit ihrer großen bürgerlichen Vergangenheit hat auch dem politischen Denken des späteren Diplomaten den kräftigen Einschlag an liberaler, bürgerlicher Gesinnung gegeben, den die Briefe wie das Auftreten des Mannes nie verleugnen.

Viel Liebe und Sorge müssen Kind und Knaben im Elternhaus umfassen haben; wäre es nicht bekannt aus dem Lebensbild, das ein Neffe, Ernst Curtius¹ gezeichnet, die Briefe allein mit ihrer rührenden Erkenntlichkeit und der schönen vertrauensvollen Offenheit gegen die Eltern würden es beweisen. In der Fremde kehren seine Gedanken immer wieder heim ins Elternhaus, in die „Kinderstube mit allen ihren wunderlichen Ecken und Rundungen, mit ihrer steilen Treppe, deren knisternde Ecken mich oft zur Verzweiflung gebracht haben, wenn ich behutsam hinaufgeschlichen war, und dann, oben angekommen, die gute Mutter doch aufweckte“. Diese Erinnerung treibt den schon im Leben stehenden Mann an, „neue Vorsätze zu fassen, um die Liebe der Eltern auch weiterhin sich zu erwerben“.

Aus dem Vaterhaus mit seinen Überlieferungen, seinen weitreichenden Verbindungen, seiner feinen Kultur hat Schlözer ein reiches Erbe ins Leben mit hinausgenommen: die Weite des Blickes, die bezaubernde Ursprünglichkeit, die innere Beziehung zu Wissenschaft und Kunst, das warme Wohlwollen und vor allem die Aufgeschlossenheit für jeden edlen Genuß, diese beneidenswerte Fähigkeit, überall das Gute zu entdecken und es mit vollen Zügen zu genießen, die geradezu das Kennzeichen des Mannes ist, wie er uns in den Briefen entgegentritt².

¹ Paul Curtius, Kurd v. Schlözer. Ein Lebensbild. Berlin 1912. Von demselben Verfasser ist die kurze Lebensbeschreibung in der Allgem. Deutsch. Biogr. Bd. 54, S. 47—54.

² In seinen späteren Jahren soll Schlözer ernster, seine frohe Heiterkeit gekünstelt und forciert erschienen sein. Vgl. Curtius a. a. D. 9.

Schon in den ersten Universitätssemestern in Göttingen und Bonn haben wir in dieser Beziehung den fertigen Schlözer vor uns. Wo er hinkommt, da ist es schön, da lacht ihm das Leben entgegen, da schlürft er mit vollen Zügen die Jugend. Zur Vollendung seiner orientalistischen und geschichtlichen Studien geht er nach Berlin. Gleich im ersten Brief schreibt er dem Bruder: „Man müßte schon ein rechter Simpel sein, wenn man sich als Student von 21 Jahren in Berlin nicht gefallen könnte. Was das Herz nur begehrt, kann man haben: spannende Vorlesungen, Vergnügungen jeder Art, liebenswürdige und interessante Leute in Menge, das ganze Leben ist so anregend, daß man fortwährend sieht und lernt.“ Auf den gleichen Ton sind auch alle späteren Briefe gestimmt, aus Paris und Petersburg und Rom.

Diese Sonnenhaftigkeit des Wesens ist bei Schlözer so außergewöhnlich, weil sie sich nicht im Genuß im landläufigen Sinne des Wortes erschöpft. Genuß war für ihn, wie er es schon hier andeutet, auch die Arbeit. Er liebte die Freuden der Tafel und den frohen Umgang mit Menschen, er war ein begeisterter Kunstfreund und selbst ein tüchtiger Musiker — aber zu alledem mußte geistige ernste Tätigkeit kommen. In Paris hat er nach dem Abschluß der Studien in einem Briefe an seinen Bruder kurz zusammengefaßt, was dem Leben Reiz verleiht: „geistige Arbeit, künstlerisches Schaffen und harmloses Dasein unter freundlichen Menschen“. Das waren die Güter, die er suchte und überall auch zu finden wußte. Geistige Arbeit stand dabei aber stets an erster Stelle.

Freilich kam ihm das Schicksal auch entgegen. Not und Entbehrung und Krankheit hat er in den Jahren des Aufstiegs zur Höhe des Lebens nicht gekannt. Innere Krisen brauchte er, soweit seine Briefe schließen lassen, nicht durchzukämpfen. Die guten Eltern sorgten reichlich. Der Vater hatte nur den einen Wunsch, daß sein Sohn ein Gelehrter werde und den vom Großvater ererbten Ruhm der Familie erneuere. Der Name Schlözer öffnete dem Studenten alle Türen. Die ersten Gelehrten förderten ihn bereitwillig, und in den vornehmsten Salons fand er Zutritt. Durch den ihm eng befreundeten Ernst Curtius, der damals gerade die Erziehung des späteren Kaisers Friedrich III. übernahm, gelangte er auch an den Hof und trat in Beziehungen zur Prinzessin von Preußen, der nachmaligen Kaiserin Augusta, deren Protektion er es zu verdanken hatte, daß er ohne die vorgeschriebenen Examina in den Staatsdienst und in die diplomatische Laufbahn übernommen wurde.

Ob ihm, der durch seine glücklichen Anlagen und seine Familie an die Sonnen- seite des Lebens gestellt war, doch nicht manches abging, was nur im Kampfe errungen wird? Es ist nicht zu leugnen, daß in seinem Charakter etwas fehlt. Es ist nicht die Festigkeit, Zähigkeit, die für gewöhnlich aus überwundenen Schwierigkeiten erwächst. Die brachte der junge Hanseate, wie sogar ein Bismarck merken mußte, ins Leben mit. Auch ein gewisses Verständnis für andere ist ihm nicht abzusprechen. Schon als Student in Bonn urteilte der Jüngling, der später in Rom an der Seite von Prälaten Klöster und Kirchen besuchte, mit einer Unbefangenheit über Dinge im katholischen Rheinland, wie sie bei einem Protestanten, der in ganz protestantischer Umgebung groß geworden, doch auffällt. Was ihm abgeht, ist die ruhige Tiefe. Seine Briefe sind ein Kaleidoskop wechselnder farbiger und prickelnder Bilder voll Geist und Humor.

Große weltanschauliche Fragen, die ihn länger beschäftigen, mit denen er sich auseinandersetzt, finden sich dort selten. Freunde hatte er viele, aber es ist merkwürdig, wie er über ihre Fehler wigelt. Tief vermag er sich nicht in die Seelen anderer zu versenken; er sieht nur das, was sich seinen Sinnen aufdrängt, was sein Interesse, sein Schönheitsgefühl gefangen nimmt; oft spottet er über Dinge, deren tieferer innerlicher Sinn ihm entgeht. Er sieht so manchmal nur die Außenseite der Dinge, die Oberfläche mit ihren Schatten. Bezeichnend ist sein Verhalten gegenüber der in seinen Tagen so schwer ringenden katholischen Kirche. Ehrlich bewundert er die Schönheiten ihres Kultus und ihrer Kunst; die Macht, die sie ausübt, ist ihm eine Tatsache, mit der man rechnen muß. Aber weiter kommt er nicht. Für den weltgeschichtlichen Kampf, den Pio Nono um das Erbe des Heiligen Stuhles führt, fehlt ihm jedes Augenmaß, vielleicht weil er selber bis dahin nie um große sittliche Werte hat hart ringen müssen.

Mit dieser ganzen Art dürfte es zusammenhängen, daß die Religion, nach den Briefen zu urteilen, bei ihm keine nennenswerte Rolle spielt. Es ist das um so mehr zu verwundern, weil er in so wichtigen Abschnitten seines Lebens mit ihr in die engste Berührung trat, die — so sollte man meinen — zu einer geistigen Auseinandersetzung zwang. Es findet sich in den Briefen kaum eine Spur dafür. Die tiefgläubige Mutter fragt ihn einmal nach dem Kirchenbesuch. Er antwortet: „Sei versichert, daß, wenn ich auch die Kirche weniger als wohl recht besucht habe, ich doch alle Lehren unseres guten Lindenberg lebhaft im Gedächtnis bewahre und sehr wohl den hohen Wert und den sittlichen Einfluß der Religion empfinde — ich habe es auch an mannigfacher Betätigung hierin nicht fehlen lassen.“ Die deistische, oberflächlich natürliche Auffassung, die in dieser Äußerung des Zwanzigjährigen unverkennbar durchklingt, scheint er sein Leben hindurch behalten zu haben. Auf jeden Fall war die Religion keiner seiner starken Antriebe¹.

Er war ein froher, gutmütiger Genießer und doch auch entschieden und fest, wenn es sein Interesse und die Pflicht erheischten, ein Augenblicksmensch voll Liebenswürdigkeit und Ausgelassenheit, der die Gegenwart zu nutzen verstand, aber durch Erziehung, Selbstachtung und Feingefühl ein Gegengewicht gegen alles Übermaß und Niedrige besaß. Tief ist in seinen Briefen nur die große Liebe zu Eltern und Heimat und die treue Hingabe an sein Vaterland und an den Mann, den er als Schöpfer deutscher Größe verehrte, Bismarck.

Doch damit sind wir dem Lebenslauf des Jünglings schon weit vorausgeeilt. Wir sahen ihn als Studenten in Göttingen und Bonn; die letzten Semester 1843/45 verbringt er in Berlin, seine Zeit zwischen ernster Arbeit und anregendem Verkehr in den ersten Kreisen teilend. Die Universitätsjahre beschließt er mit der Doktorpromotion. „Am Sonnabend, nachmittags 5 Uhr, den 21. März 1845“ berichtet er den Eltern, daß er „soeben mit der gleichen

¹ Friedrich v. Kehler, der Schlözers Mitarbeiter im Auswärtigen Amt gewesen war, urteilt über den Diplomaten 1882: „Wie er damals sich zeigte, war er ein offener, gerader Charakter, von nobeln und anständigen Gesinnungen. . . ohne besondere Vorurteile gegen die katholische Kirche, aber im ganzen mehr einer positiv-christlichen Richtung in Staat und Kirche abhold als zugetan, überhaupt ungeachtet einer unverkennbaren geistigen Begabung, doch nicht wohl befähigt, die Dinge in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen. Soviel ich weiß, besitzt er ein Verständnis von dem wahren Wesen der katholischen Kirche nicht.“ Brief an Felix v. Doe vom 1. Februar, abgedruckt bei Kissling, Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reich III 283 f.

Feder seine Dissertation über Abu Dolef, einen arabischen Weltreisenden des 14. Jahrhunderts, beendet habe“, und am 26. April sendet er nach Lübeck die Freudenbotschaft vom glücklich bestandenen mündlichen Examen. Es waren wissenschaftliche Sterne ersten Ranges, vor denen er Rede und Antwort zu stehen hatte: Ritter, der große Geograph, Böckh, der Geschichtsschreiber Athens, und der „reizende kleine Ranke“. Sie erkannten ihm das Prädikat magna cum laude zu; die schriftliche Arbeit wurde als docta et accurata bewertet.

Nun durfte der junge Doktor auf Reisen gehen. Die besonders zahlreichen Briefe aus den folgenden Monaten geben treffliche Schilderungen von der Fahrt durch Belgien und Frankreich. Wie versteht er es damals schon zu erzählen! Von Lüttich kommt er nach Seraing, dem großen Industriezentrum: „In der Umgebung der Stadt, über dem Ort, schweben Tag und Nacht dichte Rauchwolken, im Wind hin- und herschwankend. Das ist die Helmzier einer modernen Dynastie — der Cockerill'schen Fabrik.“ Brüssel, Antwerpen, Gent und Brügge regen ihn zu geschichtlichen Erinnerungen an. Seine Phantasie umkleidet die alten Städte mit einem zweiten Leben. Was seine „Römischen Briefe“ so genussreich machen wird, die Fülle historischer Hinweise, beginnt schon in diesen Schreiben sich zu gestalten. Dann trägt ihn die Mellepost von der belgischen Grenze zur Seine, nach Paris. Köstlich schildert er die wilde Fahrt — ein echtes Stück von Schölzer'scher Briefkunst:

„Drei Privatgesellschaften lassen ihre zweistöckigen Kutschen zwischen Paris und Brüssel hin- und hersaufen und wetteifern für 36 Franken um die Ehre, die Reisenden aufs bequemste fortzuschaffen. Höfliche französische Douane, dann setzten sich die drei Diligencen in Bewegung, und alsbald entwickelte sich ein immer zunehmend wütendes Wagenrennen. Ich war in die erste Etage geklettert, neben mir saßen zwei Engländer, langweilig, die karierten Beine weit von sich gestreckt, so daß ich die beiden ignorierte. Als vierter der Kondukteur. Mit einem Pflichteifer, wie ich ihn bei dieser Kaste nicht kannte, trieb er die ganze Nacht die Postillione zur äußersten Eile an, damit seine Gesellschaft nur ja den Sieg davontrüge! Hinten am Wagen schwankte die enorme Bagage, ein Ballast von vielen Körben mit Tauben. Tief unter uns, im Innern des Wagens, saßen die verschiedenartigsten Nationalitäten, darunter auch flüchtige Polen. Vorne, auf einer engen, in der Luft schwebenden Bank balancierte der Postillion in blauem Kittel und kleiner Ledermütze, unter fortwährendem Singen und Fluchen auf seine sechs Hengste losschlagend, die dann stets von neuem in langem Galopp davonsprengten. . . . Von Zeit zu Zeit angelte ich mir vom Postillion an der ‚Schmücke‘ — hier heißt sie mèche — die Peitsche herauf, um mich im Knallen zu üben. Dann zogen beide Engländer ängstlich ihre Storchbeine ein. So tobten und karambolierten nun diese drei Riesenwagen die ganze Nacht hindurch nebeneinander her.“

Endlich um 11 Uhr vormittags erscheint in der Ferne der Montmartre und die Türme von Paris. Bald rasselt der Wagen durch die Faubourg Saint-Martin und hält dann endlich auf dem großen Posthof der französischen Hauptstadt.

Der junge Gelehrte ist rasch heimisch in Paris. Die Stadt und das Volk entzücken ihn. Er sieht die Schattenseiten, aber im großen ganzen sind doch seine kühnsten Erwartungen übertroffen. Auch hier erschließen sich ihm die vornehmen Häuser und lernt er viele Berühmtheiten kennen. Mit vollen Zügen genießt er das Leben. Doch vergißt er auch hier seine Studien nicht. Nach einigen Wochen des Streifens und Sehens wandelt er täglich hinaus in die schmutzige Gegend der Marais, wo „in engen dunklen Gassen sich ein

altes palastartiges Gebäude erhebt, dessen graue Mauern griesgrämig genug in unser Jahrhundert hineinblicken. Vor dem rissigen Gemäuer grünen schüchtern einige Gartenanlagen, als wollten sie den Nahenden über die mürrische Laune eines Greises hinwegtäuschen, der einst bessere Tage sah und sie noch immer nicht vergessen kann.“ Es ist das Hotel de Soubise, in dem sich die Archives du Royaume befinden. Hier schwingt Michelet das Zepher über die papierene Hinterlassenschaft des politischen Frankreich. Dem Enkel des großen Schlözer läßt der berühmte Historiker bereitwillig die Schätze des Archivs vorlegen. Nun schwelgt der Schüler Ranke in den Korrespondenzen der Fürsten und in den Berichten der französischen Gesandten und Geheimagenten. Die Neigung zu den mühseligen Forschungen im alten Orient verfliegt vor dem Zauber der neueren Geschichte; war Schlözer gekommen, um durch Studien über die letzten Jahrhunderte sich den Weg zur Frühgeschichte Rußlands und des Orients zu bahnen, so entscheidet er sich jetzt für die Neuzeit und findet damit hier in Paris die Tätigkeit, die in den nächsten Jahren seine besten Kräfte und seine ganze Liebe in Anspruch nehmen wird. Die strenge Wissenschaft verläßt er nun, und rasch hintereinander entstehen seine verschiedenen historischen Werke, darunter die dreibändige Geschichte der deutschen Ostseeländer und die hübsch geschriebenen Einzeldarstellungen aus der Zeit Friedrichs des Großen. Diese wissenschaftlich-literarische Tätigkeit gewann dem jungen Hanseaten in Berlin weitere einflußreiche Freunde und half ihm bei seinem Eintritt in die diplomatische Laufbahn.

Der Wunsch, als Diplomat selbst Geschichte zu machen, den der Knabe schon gehegt, aber aus Liebe zum Vater dann begraben hatte, wurde wohl jetzt wieder lebendig, während er in den staubigen Bänden des Archivs der Tätigkeit französischer Politiker gleichsam zusehen durfte. Jedenfalls hat er bald nach seiner Rückkehr von Paris im Frühjahr 1847 die ersten Versuche gemacht, in preussische Dienste zu treten. Der gute Vater ließ sich bei Spaziergängen in den weiten Wäldern der Heimat für den ihm so schmerzlichen Entschluß des Sohnes gewinnen. Die nächsten Monate in Berlin vergehen in bangem Harren und Hoffen auf die Entscheidung des Ministers. Von Humboldts Fürsprache erwartet Schlözer Großes und noch mehr von dem Eintreten der Prinzessin Augusta, die, wie er im Dezember 1847 nach Hause schreibt, sich seiner Sache mit großem Eifer annehme. Endlich erhält er im März 1848 Bescheid, daß er erst die Auskultatorprüfung abzulegen habe. Die Enttäuschung über diese Antwort wird aber rasch verdrängt durch das große Ereignis dieser Tage: die Märzrevolution. Unverkennbar sind die ganzen Sympathien des freien Lübeckers auf der Seite der neuen Zeit. Begeistert für Deutschlands Einigung und eine freiere Verfassung, reiht er sich unter die Studenten und steht mit ihnen Wache am Schloß. Aber schon nach wenigen Wochen ist er ernüchtert; seine ästhetische Natur kann das Treiben der Revolutionäre, wie es sich in Berlin entwickelt hatte, nicht mehr ansehen: dieses „fortgesetzte Aufregen, Emeutieren und Skandalieren“. Er hatte erwogen, mit einigen gemäßigten Freunden eine politische Zeitung zu gründen; der Plan wird rasch wieder aufgegeben; denn er glaubt sich überzeugt zu haben, daß mit Gründen bei der zügellosen Masse doch nichts zu erreichen ist, „daß hier nur Kanonen helfen“. „Von hier“, so urteilt er, „wird die Regeneration Deutschlands

nicht ausgehen. Früher bot Berlin das Bild eines übertriebenen Monarchismus, jetzt ist es der Sitz der offensten Anarchie.“ Es treibt ihn fort aus der Hauptstadt Preußens.

Im August ist Schlözer in Frankfurt a. M., dem Sitz der Nationalversammlung, um hier den Gang der Ereignisse mit eigenen Augen zu verfolgen. Gerade sind die Verhandlungen über die Stellung der Kirche im neuen Reich. Unvergeßlich ist ihm, wie nach andern bedeutenden Rednern Radowig, „der kriegerische Mönch mit dem vergilbten Gesicht, dem unheimlichen Auge und der jeden Beifall, jedes Mißfallen stolz zurückweisenden Miene“, die Tribüne besteigt und vom ersten Wort an die Versammlung „elektrisiert“. Der große Zug in den Verhandlungen und der nähere Verkehr mit den Abgeordneten beleben wieder die Hoffnung des jungen Patrioten, daß die Einigung Deutschlands trotz der Ausschreitungen der Radikalen und trotz des beginnenden Widerstandes der beiden deutschen Großmächte erfolgen werde. Mit dem Wort: „Aber — und nun magst Du den Phantasien Deines Bruders glauben oder nicht: Zur Einigung kommen wir doch einmal!“ verläßt er im November die alte Reichsstadt und kehrt nach Berlin zurück.

Das Hin und Her in der preußischen Politik der nächsten Monate ekelt ihn an, und so ergibt er sich ganz einem wissenschaftlichen „Kartäuserleben“. Gegen Ende 1849 setzen aber neue Verhandlungen mit dem Ministerium des Auswärtigen ein, über seine Aufnahme in den außenpolitischen Dienst. Diesmal gelingt der Wurf, nach vielen Intrigen der „Geheimratokratie“ und Bureaokratie wird Schlözer ohne Ablegung eines Examens als Geheimer Expedirender Sekretär angestellt und am 20. Februar 1850 vereidigt. Ganz waren seine Wünsche trotz aller Fürsprache auch jetzt nicht erfüllt worden. Er kam nicht in die politische Abteilung des Ministeriums, sondern in das Departement der zivil- und staatsrechtlichen Angelegenheiten.

Während im Deutschen Bunde und in Europa die größten staatlichen Fragen durchgekämpft wurden, mußte der neugebackene Geheimer Sekretär die hohe Schule der Kanzlei durchmachen, hatte „Eingaben, verwegene Gesuche, Vorstellungen, ganz unvernünftige Requisitionen an Ministerien und auswärtige Gesandtschaften über Deserteure, rote Republikaner, angeblich verstorbene und durchgebrannte Ehemänner zu entwerfen“ und „wurde stündlich von seinen Vorgesetzten angehalten, seinen Stil gründlich umzuändern und ihm die Zwangsjacke der Bureaukraten Sprache anzulegen“. Vier Jahre dauerte die trostlose Beschäftigung. Begreiflich, daß Schlözer sein Interesse mehr und mehr den historischen Studien wieder zuwandte; begreiflich auch, daß die Korrespondenz bei dem Mangel an Anregungen stockte.

Endlich im Mai 1854 erfolgte die Zuteilung zur politischen Abteilung des Außenministeriums und noch zwei Jahre später die Versetzung als Attaché zur Petersburger Gesandtschaft. So war er nun endlich am Ziel; er war Diplomat. Auch diese letzte Beförderung geschah unter allerlei geheimen Umständen; sie ging unmittelbar vom Minister ohne vorhergehende Befragung des Königs aus — aber den Titel eines Legationsrates vermochten seine Gönner und Bewunderer ihm doch nicht auszuwirken. Der Minister ließ antworten: Petersburg sei ein so gesuchter Posten, daß in der Versetzung dorthin bereits eine Bevorzugung liege; zwei Gnaden aber häufe man nicht aufeinander.

Rasch eilte der junge Diplomat nun nach Koblenz zur Prinzessin Augusta, die offenbar auch bei dieser neuen Wendung die Hände im Spiele gehabt hatte, um ihr zu danken und zu berichten, und dann brach er noch vor Weihnachten zu seinem neuen Posten auf.

Es sind goldene Glitterwochen, diese ersten Zeiten an der Newa. Sein Chef, der Gesandte v. Werther, überbietet sich an Güte gegenüber dem Neuankömmlingen. In der russischen Gesellschaft ist der Enkel des Begründers russischer Geschichte, der Sohn des weitverehrten russischen Generalkonsuls, ein interessanter, hochwillkommener Gast. So findet sich Schlözer schon bald mitten in einem tollen Strudel von Festen und Freuden erlesenster Art, wie sie nur die reiche Aristokratie der russischen Hauptstadt zu ersinnen vermag. Tag für Tag folgen sich die Empfänge und Gesellschaften, und wenn eine Unterbrechung eintritt, dann stehen ihm die Häuser politischer und wissenschaftlicher Größen offen. Bei Nesselrode, der einst als russischer Premier in der Zeit der Heiligen Allianz die Geschicke Europas bestimmt hatte, bei Meyendorff, der viele Jahre Gesandter des Zaren in Berlin und Wien gewesen war, bei dem alten General Löwenstein, bei Baron Stieglitz, einem der ersten Geldmänner des Reiches und dem Hauptbeförderer des Eisenbahnbaues, geht er ein und aus und genießt ein unbedingtes Vertrauen. Was konnte ein Historiker, was der angehende Diplomat bei solchen Männern hören und lernen! Für seine Studien steht Schlözer das reiche Archiv der Gesandtschaft offen. Aus den Petersburger Briefen kann man herausfühlen, wie dieses üppige Leben ihn eine Zeitlang einnahm. Neben den Beschreibungen der Besuche und Einladungen, der Theater und Gesellschaften, treten die Fragen der Politik zurück. Nur die Anstrengungen der Regierung, aus ihrem Finanzelend nach dem Krimkrieg herauszukommen, die großen Eisenbahnpläne und vor allem der Versuch der Bauernbefreiung unter Alexander II. wecken sein Interesse, und hier weiß er lehrreiche Details zu berichten, die er wohl im Verkehr erlauscht hat. Er bangt für Rußlands Zukunft und ahnt vorschauend, daß diese durch die Bureaukratie und die reaktionären Gegenströmungen verpfuschten Maßnahmen nur neue Unzufriedenheit, nur größere Unordnung auslösen werden. Trüb urteilt er auch über das Verhältnis zwischen Preußen und Rußland. Während die Westmächte mit Lokomotive und Schiene sich zur wirtschaftlichen Eroberung des Zarenreiches anschicken, schläft man in Berlin und träumt noch von der alten russischen Freundschaft, die seit Gortschakoffs Hochkommen, seit dem Erwachen national-slawischer Triebe brüchig geworden ist und seit dem Tod der alten Kaiserin-Mutter ihre letzte starke Stütze verloren hat.

Da bringt die Versetzung Werthers nach Wien eine jähe Änderung. Als neuer Gesandter erscheint Otto v. Bismarck in Petersburg. Nun zieht ein anderer Geist in den etwas verlotterten Betrieb der preußischen Vertretung. Verärgert, überreizt, voll von Plänen verlangt der neue Chef schroff stamme Arbeit und unbedingte Unterordnung. Dagegen bäumen sich in Schlözer der hanseatische Freiheitsgeist, das Bewußtsein, selbst schon etwas geleistet zu haben, und die lange Verwöhnung auf. Der Streit ist da.

Die Briefe von 1859 hallen wider von Klagen und Ausbrüchen gegen den „Pascha“, wie er von nun an Bismarck immer betitelt.

„Er ist ein Mann“, so schildert er ihn gleich im ersten Schreiben nach seiner Ankunft, „der keine Rücksichten kennt, voller Mißtrauen gegen alles von Werther Stammende, ein Gewaltmensch, der nach Theatercoups hascht, der imponieren will, der alles kennt, ohne es gesehen zu haben, alles weiß, obgleich er vieles nicht weiß. Er ist nur an blutjunge Attachés in Frankfurt gewöhnt, die bei seinem Erscheinen stramm standen und zitterten.“ Und dann erzählt er in seiner köstlichen Weise, mit einem wütenden und einem lachenden Auge die ersten Zusammenstöße mit dem neuen Chef: wie er ihm das Diktieren abgewöhnt habe und ihm recht deutlich wurde, als er ihn noch abends spät antreten ließ und von oben herunter behandelte. „Das waren Dinge“, so fährt der junge Diplomat fort, „die dem Seigneur noch nicht geboten waren. Zwei Tage darauf erhielt ich einen Ukas: ‚Für den Geschäftsbetrieb der Königlichen Gesandtschaft bestimme ich Folgendes: 1. ... 2. Herrn v. Schlözer ersuche ich, täglich 11 Uhr zum Besprechen der eingegangenen Sachen zu mir zu kommen.‘ Am folgenden Tage präzise um 11 Uhr war ich bei ihm, in der vollständigen Haltung eines Tschinowniks, sehr kalt und gemessen. Er war verlegen, fragte mich, ob neue Sachen vorlägen. Ich antwortete kurz: ‚Nein‘, darauf er: ‚Oh, so ist es nicht gemeint! Ich bat Sie nur zu kommen, wenn etwas zum Besprechen vorliegt.‘ Darauf ging ich kalt aus der Stube. Also das ‚täglich‘ ist schon zurückgenommen, und nun soll er sukzessive alles weitere zurücknehmen — eher werde ich nicht wieder freundlich sein. Ich bin auf alles gefaßt, will aber doch sehen, wer von uns beiden es am längsten aushält. Dabei passe ich auf den Dienst wie ein Jagdhund, gebe mir furchtbare Mühe.“

In den nächsten Monaten verschlimmerte sich der Streit noch mehr. Schlözer meldet am 12. Mai dem Bruder, er sei Bismarck so scharf entgegengetreten, daß dieser ihn habe fordern wollen, und bald danach erklärt er, daß er gegen den Pascha einen wahren Haß empfinde.

Aber noch ehe Bismarck, der, wie bemerkt, die ganze Zeit hindurch leidend gewesen war, im Sommer 1859 zu einer Kur in die Heimat aufbrach, begann sich das Verhältnis langsam zu bessern, und zwar war es der Eiserne Kanzler, der zuerst einlenkte. Ob es Schlözers Beschwerden waren, die Bismarck nachgiebiger werden ließen, oder ob die unbeugsame Festigkeit und die Pflichttreue und Zuverlässigkeit seines Untergebenen ihn entwaffneten? Genug, der Pascha schlug auf einmal mildere Saiten an, lud den rebellischen Mitarbeiter ein, suchte Gespräche anzuknüpfen, bot ihm Zigarren an; aber so schnell gab Schlözer nicht nach. Hatte er in den Tagen des Streites sich zum Grundsatz gemacht: „Holl di stief!“ so blieb er auch jetzt bei diesem Grundsatz und blieb eiskalt zu allen Freundlichkeiten. „Er soll erst lernen, daß es auch selbständige Menschen gibt“, schreibt er, sich selbst entschuldigend, an den Bruder. Dabei verkannte er nicht die gewaltige Persönlichkeit seines Chefs. In den Tagen des erbittertsten Widerstandes entschlüpft ihm das Geständnis: „Und wenn ich mir auch der überragenden geistigen Kraft dieses Mannes vollständig bewußt bin und mir eine Stimme im Innersten sagt: ‚Es ist etwas in ihm, was ich Herr nennen möchte‘ — ich will diese Stimme nicht hören.“

Die Achtung, die ihm Bismarck abnötigte, bezog sich jedoch nicht auf dessen politische Anschauungen; sie sind ihm lange unbegreiflich geblieben; bis Schlözer mit ihnen fertig geworden, war er dem Menschen in Bismarck schon längst nahe gekommen. Wie aber auch seine Empörung im Abflauen war, zeigte am klarsten sein Verhalten, als sich ihm Aussichten auf Versetzung eröffneten. Hatte er im Mai noch geschrieben: „Hier nur weg!“ so hieß es im August schon: „Ich

denke nicht daran, wenn ich nicht muß.“ Freilich war der Pascha schon abgereist, als Schlözer diese Worte nach Hause schrieb.

Bismarcks Genesung zog sich lange hin, erst im Juni 1860 kehrte er nach Petersburg zurück, und dann ging Schlözer für zwei Monate auf Reisen nach Frankreich und Italien. Das lange Auseinandersein erleichterte den Ausgleich zwischen den beiden Männern. Als Schlözer auf der Rückreise vernahm, daß sein gestrenger Chef ihm in der Wilhelmstraße das größte Lob gesendet und alle früheren Beschwerden „in durchaus loyaler Weise zurückgenommen“, da war auch er entwaffnet. Mit dem Entschluß: „Strich unter dieses Kapitel“, nahm er seine Tätigkeit an der Seite des Gewaltigen wieder auf. „Mit Bismarck geht alles vortrefflich“, schrieb er schon bald heim, und im Oktober erzählte er: „Ich speise täglich, d. h. infolge spezieller Einladung, bei Bismarck. Ich habe nichts mehr mit ihm gehabt. Er ist die verkörperte Politik. Alles gärt in ihm, drängt nach Betätigung und Gestaltung. Er sucht der politischen Verhältnisse Herr zu werden, das Chaos in Berlin zu meistern, weiß aber noch nicht wie. Ein merkwürdiger Mensch, scheinbar voller Widersprüche —.“

Das Verhältnis der beiden blieb in den knapp zwei Jahren, während derer sie noch in Petersburg zusammenarbeiteten, ungefähr so, wie es hier an dieser Stelle angedeutet ist. „Kleine Ritte mit dem Pascha“ kommen mitunter noch vor, erzählt Schlözer gelegentlich. Im allgemeinen schätzte Bismarck seinen fleißigen und durch seine vielen Beziehungen so nützlichen Mitarbeiter. Er machte ihn zum Vertrauten seiner Stimmungen und Gedanken und kargte nicht mit Lob für ihn in Berlin. Schlözer sah mit scheuer Bewunderung auf zu dem Riesen an seiner Seite — Freundschaft hatte er noch nicht für ihn. Alle Kräfte aber spannte er an, ihn zufriedenzustellen. Jetzt verschwanden aus den Briefen die Berichte über Einladungen und Feste. Es scheint, daß dem jungen Diplomaten die Zeit und Lust für sie fehlten, — Bismarck selber hielt sich vom Verkehr mit der großen Welt Petersburgs fast trozig fern. Auch die historische Schriftstellerei gab Schlözer nun auf; nach 1859 hat er kein neues Buch mehr geschrieben. Er selbst führte dieses plötzliche Abbrechen auf den Tod des Vaters (1859) zurück; von da ab habe ihm der Trieb gefehlt, der ihn bisher zum Schaffen drängte: der frohe Gedanke an das Glück des Vaters über die Werke des Sohnes. Aber sicher war auch Bismarck an diesem Wandel beteiligt, der ihn mit allen seinen Kräften anspannte, ihm dafür aber auch eine Welt erschloß, die ihm bis dahin fremd geblieben war. Es ist ja auffällig, wie sich die Briefe dieser Zeit mit Gedanken der großen Politik füllen. Schlözer wehrte sich noch mit Händen und Füßen gegen die „revolutionären Ideen Bismarcks, der alle Theorien über den Haufen werfe“; es wäre aber wohl der Mühe wert, einmal nachzuprüfen, wieviel von den oft trefflichen politischen Sätzen, die er nun in seinen Schreiben aufstellt, von den kurzen ausgezeichneten Charakteristiken und schlagenden Bonmots wirklich sein geistiges Eigentum ist, wieviel er von Bismarck in den „höllisch interessanten“ Plauderstunden erhalten hat.

Am 7. Mai 1862 verließ Bismarck Petersburg, um die Pariser Botschaft zu übernehmen. Bald danach — am 1. Juli — erreichte auch Schlözer mit dem Patent als Legationsrat die Versetzung ins Ministerium. Um diese Zeit herum erhielt er von Bismarck einen Brief, der mit den vieldeutigen Worten schloß: „Ich kann also hoffen, Sie in Berlin wiederzusehen.“ Rascher, als Schlözer

es wohl damals dachte, kam dieses Wiedersehen in Berlin; denn am 25. September, als der Konflikt zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaus auf der Höhe stand, und Wilhelm I. an die Abdankung dachte, wurde der Pariser Botschafter als Ministerpräsident berufen. Er übernahm einige Tage später auch das Ministerium des Auswärtigen und war damit wieder Schlözers unmittelbarer Vorgesetzter. In seiner schweren Stellung hoffte Bismarck, an dem früheren Mitarbeiter von Petersburg einen verlässigen Helfer zu haben. Sofort begann er ihn zu umwerben, ja wie Schlözer in diesen Tagen erfuhr, war er es gewesen, der in der Voraussicht seines Ministeriums die Versetzung des ehemaligen Untergebenen ins Ministerium veranlaßt hatte.

Es ist köstlich, in Schlözers Briefen nun das Echo auf Bismarcks Lockrufe zu vernehmen. Schon am 25. September schreibt er dem Bruder, daß er immer „ausbiege“, und fügt das stolze Wort bei: „Ich kann mich nicht mit Haut und Haar verkaufen. Für einen Sklaven bin ich zu gut.“ Schlözer hat sicher damit den tiefsten Grund seiner Abneigung, Bismarcks „Adjutant“ zu werden, richtig angegeben. Er war seinem ganzen Wesen nach zu unabhängig, zu offen und zu ehrlich gegen sich selbst für eine solche Stellung. Bismarck verlangte ja von seinen persönlichen Mitarbeitern die ganze Person. Dazu kam dann aber wohl auch noch Schlözers politische Einstellung; er war liberal und aller Gewalt abgeneigt. Ein Ministerium Bismarck bedeutete aber damals Kampf, und zwar Kampf gegen die liberalen Teile der Kammer.

Außerordentlich scharf sind in den nächsten Monaten die Urteile Schlözers über das ganze System Bismarcks im Innern und im Äußern. Der kühne Kritiker begnügte sich aber nicht, in den Briefen an die Seinen die Politik seines Chefs zu tadeln; er äußerte seine Meinung in aller Öffentlichkeit. Bald erhielt er von dem Ministerpräsidenten eine freundschaftliche Verwarnung: „sich doch weniger freimütig zu äußern und abzuwarten“. Aber das half noch nichts. Er rühmt sich selbst, daß er sogar bei der Königin und der Kronprinzessin mit seiner Kritik nicht zurückgehalten habe. So wurde er denn von Berlin entfernt, zuerst vorübergehend im Herbst 1863 nach Kopenhagen und dann im Januar 1864 nach Rom als Sekretär der dortigen Gesandtschaft. Bismarck ließ ihm eröffnen, er wünsche seine baldige Abreise. Schlözer aber schrieb humorvoll an die Seinen: „Tannhäuser Schluß des 2. Aktes, Otto singt: Nach Rom, du Sünder!“

Man hat Schlözers Versetzung nach Rom als einen der genialen Griffе des großen Kanzlers dargestellt, als eine der Maßregeln, die seinen Scharfblick und seine väterliche Milde zugleich aufs glänzendste erwiesen¹. Das dürfte doch zu weit gehen. Es war eine „Maßregelung“, eine „Verbannung“, wie Schlözer selbst sie nennt, die vielleicht nur deshalb nicht schärfer ausgefallen ist, weil der Hof, besonders die Königin Augusta, ihre schützende Hand über den Günstling hielten. Tatsache ist aber, daß diese Versetzung in der Folge sich für den Staat als sehr wertvoll herausstellte und für Schlözer den Anfang vielleicht der reichsten Periode seines Lebens bedeutete. Wenn man den Band seiner „Römischen Briefe“ durchliest — und man kann ihn immer wieder mit neuem, leider nicht ganz ungetrübtem Genuß lesen —, dann sagt einem jede Seite, wie wohl er sich in diesen fünf Jahren gefühlt haben muß.

¹ Vgl. G. Keyßner, Kurd v. Schlözer, in der Deutschen Revue 1922 (47. Band) 74.

Aus diesen Blättern mit ihren schnell hingeworfenen Skizzen und ihren farbenleuchtenden Bildern bald aus der Geschichte und dem Volkstum der Ewigen Stadt, bald aus den Vorzimmern des Vatikans oder den weiten Ebenen und Wäldern in Roms Nähe, in denen noch Briganten schwerbewaffnet lauern, blaut einem etwas vom Campagnahimmel entgegen, da rauscht etwas heraus von den kühlen Brunnen Roms, da lacht und strahlt den Leser das ganze sonnige Gemüt eines Schlözer an. Als Katholik kann man freilich nicht das Bedauern unterdrücken, daß dieser Mann nur an der ästhetischen Oberfläche Roms hängen geblieben ist, daß ihm verschlossen blieb, was uns Rom erst zu Rom macht. Wie ganz anders hätte er noch die Ewige Stadt und ihren Herzschlag gefühlt, wenn er noch mehr gewesen wäre als ein feinfühligler Ästhet, mehr als ein froher Gesellschafter und mehr als ein Diplomat jenes Staates, der sich damals noch als die protestantische Vormacht fühlte.

In diesen drei Beziehungen kam Schlözer freilich ganz zu seinem Rechte. Was bot Rom seinem feinen Kunstverständnis, wenn er es an der Seite von Gregorovius durchwanderte, oder wenn er zusammen mit schönggeistigen Prälaten, wie dem Olmüger Domherrn Lichnowsky, Kirchen und Feiern besuchte! Was waren das für Genüsse auf der herrlichen Villa Este bei Kardinal Hohenlohe oder, wenn nach froher Abendtafel sich Viszt ans Klavier setzte! Im Palazzo Caffarelli, hoch oben auf dem Kapitol mit der wundervollen Aussicht über das Forum, die Stadt und die Campagna, hatte der Gesandtschaftssekretär ein Heim, dessen Schönheit er nicht müde wird zu preisen. In der Familie der Gesandten — zuerst war es der schlichte General v. Willisen und nach dessen Tod der ehrgeizige Harry v. Arnim — war er wie ein Glied der Familie. Feste und Gesellschaften gab es auch in der Stadt des Papstes, und zwar von einer Eleganz und Vornehmheit, wie er sie vorher nicht gesehen. Vor dem Verkehr mit der hohen Geistlichkeit scheute er nicht zurück. Wo er etwas hören konnte, da war er, als echter Diplomat, dabei oder suchte Anschluß zu finden. Selbst zum Jesuitengeneral, dem P. Beckx, wagte er sich hinein. Er fand ihn einfach und schlicht. Etwas naiv berichtet er weiter: man vergesse bei seinem Anblick, daß man vor einem Herrscher stehe, der über viele tausend Menschen gebiete, die ihm blinden Kadavergehorsam schuldeten; denn sint sicut cadavera sei ja die Devise dieser wohlgeschulten Gesellschaft. Leider beschränkte sich aber sein intimerer Verkehr mit Prälaten auf Männer von politisch und kirchlich liberaler Richtung, die sich in scharfem Gegensatz zu der päpstlich denkenden Mehrheit in Rom fühlten. Sehr eng waren seine Beziehungen zu Kardinal v. Hohenlohe und zu dem damaligen päpstlichen Archivar Theiner. In solchen Kreisen mag Schlözer wohl manches Urtheil über Rom und kirchliche Verhältnisse gehört haben, das, im Kampfesifer gesprochen, seine eigenen Vorurtheile neu bestätigte.

Es war ja ein heißer Boden, das damalige Rom. Beim Scheiden von Berlin bedauerte Schlözer gerade vor dem Ausbruch der größten Ereignisse die Heimat und das Auswärtige Amt verlassen zu müssen. Hier in Rom sah er aber den Widerschein der Ereignisse: den Kampf um die letzten Theile Italiens, die bisher dem geeinten Königreich noch nicht zum Opfer gefallen waren. Als er nach Rom kam, hielten noch die Soldaten Napoleons III. die Wache auf der Engelsburg —, aber schon begannen in tiefstem Geheimnis die Verhand-

lungen zwischen dem französischen Kaiser und Viktor Emanuel, die dann zur Septemberkonvention von 1864, zur Abberufung der französischen Truppen, zu neuen Raubzügen Garibaldis und schließlich zum Wiedererscheinen der Franzosen führten.

In den „Römischen Briefen“ erlebt man das ganze uneheliche Spiel mit, das mit dem Papste damals getrieben wurde. In täglichen Stimmungsbildern rollt es sich ab, so wie Schlözer es sah. Geschichte ist freilich nicht alles, was er erzählt. Er war Parteilmann, seine Sympathien neigten sich auf die Seite der Piemontesen, wie das bei seiner ganzen Vergangenheit begreiflich ist. Weniger verständlich ist, wie er, der Historiker, der Diplomat, manchmal so ganz einseitig urteilt, wie er bei der päpstlichen Verwaltung und Politik nur die Schwächen und Schatten sieht, von der vielfach so schmutzigen Raubgesinnung der Piemontesen, ihren Umtrieben mit Dolk und Bomben, ihrer Wühlarbeit, die das Land nicht zur Ruhe kommen ließ, aber gar keine Notiz nimmt. Während er für die großartige Starrheit des *Non possumus* nur ein Lächeln erübrigen kann, ist er begeistert für Savours phrasenreiches Programm der moralischen und kulturellen Eroberung Italiens. Es wäre interessant, einmal die amtlichen Berichte¹ Schlözers mit diesen flüchtigen Briefnotizen zu vergleichen. Es ist bekannt, daß er sie mit großem Fleiße niederschrieb.

Durch seine weitreichenden Verbindungen war Schlözer in der Lage, nach Berlin manche wertvolle Fingerzeige zur Beurteilung der französischen Pläne zu senden. Bismarck war für diese Mitteilungen sehr dankbar. Er hielt fest daran, auch als der Gesandte v. Arnim mit einer gewissen Eifersucht sie zu entkräften suchte. Durch seine Berichterstattung gewann sich Schlözer aufs neue die Gunst des Kanzlers.

Am 10. November 1868 trug ihm Bismarck den neu zu errichtenden Posten eines Vertreters des Norddeutschen Bundes in Mexiko an. Rom hatte zuletzt etwas von seinem alten Glanze für Schlözer verloren. Seit dem Siege der päpstlichen Truppen bei Mentana 1867 hatten sich die Verhältnisse gefestigt; liebe Freunde waren aus der Stadt weggezogen. So nahm Schlözer das Angebot an, „brach die Brücken ab und verbrannte die Schiffe, welche mit vier reichen Jahren und namenlos schönen Erinnerungen beladen waren“.

Die Erinnerungen an Italien und Rom wurde der Diplomat aber nie wieder los, und namentlich in Mexiko trat das verlorene Paradies immer wieder vor seine seh nende Seele. Es war aber auch ein Posten, den er nun für zwei Jahre, 1869—1871, bekleidete, wie er kaum schlimmer für diesen Kulturmenschen gedacht werden konnte. Durch endlose Räume war er von der Heimat getrennt, jede Nachricht von den Angehörigen, von der achtzigjährigen Mutter brauchte Monate, selbst Telegramme erreichten ihn erst nach Wochen. Hier fehlten ihm Kunst und Landschaft und Menschen und Feste. Nur eines fand er auf seiner „Galeere“ in Fülle: Arbeit; denn seine eigentliche Aufgabe in Mexiko war der Abschluß eines Handelsvertrags mit den neuen Herren des Landes. Fast täglich saß er nun am Verhandlungstisch mit den Männern zusammen, die vor zwei Jahren das Bluturteil über den unglücklichen Kaiser Maximilian gefällt hatten, mit Juarez, dem Präsidenten der Republik, mit dem „regungslosen, von einer schweren Narbe durchfurchten braunen Indianer-

¹ Diese Briefe sind inzwischen bereits von A. Stern in seinem eben erschienenen zehnten Band der Geschichte Europas (Stuttgart 1924) benützt worden.

anlig“, mit den „stechenden Augen“ und „altmodischen Vatermördern“, und dessen Außenminister und Rivalen Verdo, einem „gescheiten, liebenswürdigen, kaptivierenden Menschen, auf den aber wenig Verlaß war“. In unermüdlicher Arbeit gelang es Schlözer, rasch zum Ziel zu kommen. Seinen Urlaub 1870 benützte er, um in Deutschland die letzten Schwierigkeiten des endgültigen Abschlusses zu beseitigen; dann ging er in das heißgeliebte Italien, und vor der Abfahrt über den Ozean war Schlözer vier Tage als Gast bei Bismarck in Varzin. Er kam schon als Bekehrter und schied als begeisterter Anhänger des Kanzlers und seiner Politik. Seinem Freunde, dem Maler Wider, schildert er in einem Brief, wie Bismarck und seine Gemahlin ihn mit vollkommener Liebenswürdigkeit aufgenommen hätten. Täglich habe er stundenlange Promenaden mit dem Kanzler in dessen Forsten gemacht und dort eigentlich erst die Weltgeschichte von 1866 bis 1870 kennen gelernt.

Bei der Ankunft in Newyork erhielt Schlözer am 19. Juli die Nachricht vom Ausbruch des Krieges mit Frankreich. Nun wurde ihm die Weiterreise in „die mexikanische Einöde“ doch sehr schwer. Was er am meisten fürchtete: die Unsicherheit über die Lage in der Heimat, mußte er in den folgenden Monaten bis zur Heise verkosten; denn die Nachrichten trafen jetzt noch später als gewöhnlich ein und waren durchsetzt mit feindlichen Siegesmeldungen. Dazu fehlte es ihm nach dem Abschluß des Handelsvertrages an Arbeit und Ablenkung. Je mehr sich sein alter Jugendtraum von der Einigung Deutschlands der Erfüllung nahte, desto größer wurde seine Sehnsucht nach dem Vaterland. Im März 1871 kam dann endlich die Erlösung. Bismarck übertrug ihm die Vertretung des neuen Deutschen Reiches in Washington und lud ihn zu Besprechungen in die Heimat ein. Schon im Mai war Schlözer in Berlin und lauschte in stummer Bewunderung den Erzählungen des Kanzlers über die große Zeit. Den Seinen, die ihn damals scherzend fragten, ob er auch an Bismarcks Tafel den „Causseur“ mache, antwortete er launig: „Wenn ich bei ihm bin, knöpfe ich beide Ohren gewaltig auf und — höre zu.“

Mit Bismarck, dessen Gast er jetzt Jahr für Jahr war, ging er von nun an durch dick und dünn — leider auch in der Kulturkampfstimmung. Schon in den letzten Briefen aus Mexiko, besonders in einem Schreiben an den deutschen Kronprinzen, finden sich heftige Anklagen über die Feindschaft der Katholiken gegen das neue Reich und seine protestantische Dynastie. Nur unter einem Gesichtspunkt berührte ihn die inzwischen vollzogene Besetzung Roms durch Piemont schmerzlich, weil sie die Einigung der Katholiken, welche durch das Vatikanum schon so bedrohlich geworden sei, vollende. Trotz des Siegesjubiläums in der Heimat erbat er sich vom Reichskanzler die Erlaubnis, vor seiner Übersiedlung in die Vereinigten Staaten das neue Rom zu besuchen. Er begründete sein Gesuch damit, „daß die katholische Kirche auch in Nordamerika eine steigende Bedeutung gewinne, und es für ihn daher von hohem Interesse sein müsse, Einblick in die jetzigen römischen Verhältnisse zu erlangen“.

Über die Tätigkeit Schlözers in Washington sind wir wenig unterrichtet. Die Briefe, die bisherige Quelle für sein Wirken und Denken, verstiegen jetzt immer mehr, zumal 1873 die Mutter und 1878 sein Freund Plessing, mit dem allein er noch eine regelmäßige Korrespondenz unterhielt, starben. In das Lebensbild von Curtius sind nur noch wenige Schreiben aus diesen Jahren aufgenommen. Aber selbst in diesen Stücken nimmt der Kampf gegen den Katholizismus einen unverhältnismäßig breiten Raum ein. Mit Bedauern stellt er das Erstarken der katholischen Kirche in Amerika fest. Er hat über

diesen Gegenstand auch eingehende Berichte an Bismarck erstattet, wie er gelegentlich selbst mitteilt. Mit dem Kanzler zusammen führte er einen scharfen Kampf gegen den Newyorker „Herald“, der Bismarck wegen seiner Kirchenpolitik und seines Prozesses gegen Arnim angegriffen hatte, und es war für ihn eine Genugtuung, „dieses frivol verlogene, katholisierende, deutschfeindliche Sensationsblatt“, dieses „reine Jesuitenblatt“, zum Einlenken gebracht zu sehen.

Diese Proben dürften beweisen, daß der Mann, den Bismarck nun zu seinem Helfer beim Abbau des Kulturkampfes auserwählte, kein Freund des Vatikans und der Kirche war. Freilich von den Gewaltmitteln des Kulturkampfes wird er bei seiner Kenntnis Roms und der Weltkirche sich wohl nie viel Erfolg versprochen haben. In den „Letzten römischen Briefen“ finden sich wenigstens wiederholt Äußerungen von ihm, in denen er aufs schärfste die verfehlte Art des Kulturkampfes verurteilt. So sprach er sich z. B. gegenüber seinem Bruder bei einem Besuche 1885 aus:

„Wir haben die größten Männer der Wissenschaft in Berlin. Unbegreiflich daneben im Ministerium die Starrheit des Denkens, sobald es sich um das Ausland und die kirchlichen Verhältnisse der andern Konfessionen handelt. Hier beginnt die Sterblichkeit der Berliner Bureaucraten. Logik des Denkens und Leben ist zweierlei! Die Maßgesetze sind ein echt Berliner Juristengewächs, verfaßt ohne Kenntnis der katholischen Verhältnisse, manchmal auch des Kirchenrechts; Falsch — gänzlich ungeeignet für diese Aufgabe — sah alles durch fremde Augengläser (Achenbach, Förster, Hübler, den Vater der Gesetze). Wir griffen teilweise in die innern kirchlichen Freiheiten ein.

Und dann die Ausführung! Da begannen die Schwierigkeiten! Man hat Geistliche bestraft, weil sie Beichtigern die Absolution verweigert hatten. So hat man die Priester zu Märtyrern gemacht und hierdurch das ganze Volk in Bewegung gebracht. Jetzt heißt es nicht mehr: Fanfare blasen, sondern Chamade schlagen und mit Ehren herauskommen.“

Sicher war also Schlözer auf Bismarcks Seite, als dieser gegen Ende der siebziger Jahre dazu überging, die vermeintliche Gefahr für das Reich vonseiten der Katholiken durch einen Ausgleich mit Rom auf friedlichem Wege zu bannen. Der Kanzler, der die Mitarbeit der Katholiken in seiner Innen- und Außenpolitik nicht länger entbehren konnte, hoffte durch ein Nachlassen im Kampfe und die Hilfe des Papstes — inzwischen war Leo XIII. an die Stelle des unnachgiebigen Pius IX. getreten — die Katholiken zu gewinnen, das Zentrum entweder zu sprengen oder gefügig zu machen und schließlich gegen Preisgabe des Kulturkampfes wertvolle Rechte von Rom einzutauschen, die ihm gestatten sollten, die katholische Kirche in Deutschland fest in der Hand zu halten. Dieses Programm in Rom durchzukämpfen, hielt Bismarck niemand für geeigneter als Schlözer.

Nachdem er ihn hier bereits bei den ersten Annäherungsschritten mehrfach in geheimer Mission bei der Kurie verwandt hatte, erfolgte im April 1882 seine Abberufung von Washington und Ernennung zum Gesandten beim Vatikan, ein Posten, der seit zehn Jahren unbesetzt geblieben war.

Es kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein, die nun einsetzenden langjährigen Verhandlungen des Gesandten bis zum Friedensschluß 1887 zu schildern. Mit ihren wechselnden Szenenbildern gehören sie zu den interessantesten und schwierigsten Diplomatenkämpfen der Geschichte. Die „Letzten römischen Briefe“ bringen übrigens in ihren quellenmäßigen Teilen auch nichts

wesentlich Neues über das hinaus, was Rißling und vor allem Goyau in ihren Darstellungen des Kulturkampfes bereits geboten haben. Nur tritt hier der überragende Anteil Schlözers noch deutlicher hervor. In diesen Kämpfen zeigte er sich als Meister der diplomatischen Kunst. Wie er arbeitete, darüber sollen noch einige Worte hier folgen, damit das Bild des Mannes auch nach dieser Seite hin vervollständigt werde.

Schlözer verstand vor allem die Kunst des Wartens. Nachdem Preußen durch die Wiedererrichtung der Gesandtschaft und durch Milderungen in der Gesetzgebung dem Heiligen Stuhl genug entgegengekommen zu sein glaubte, erwartete es von Rom eine Gegengabe: die Beseitigung der beiden verhassten Erzbischöfe Melchers von Köln und Ledóchowski von Gnesen. Drei Jahre weigerte sich der Papst; er verlangte zuerst Abschaffung der Maigesetze. Drei Jahre forderte Schlözer vor jeder weiteren Verhandlung über die Maigesetze die Absetzung der beiden Bischöfe. Schon wurde es den Berliner Stellen zu lang. Aber Schlözer mahnte zu geduldigem Ausharren und warnte vor übereilten Schritten. An seinen Bruder aber sandte er den folgenden „Erguß“:

„An der Spree hat man für die Weltmacht Roms bestenfalls nur historisches Interesse, und das ohne lebendigen Kontakt, durch Bücher. Die Dummheiten, die infolgedessen gemacht werden, müssen wir hier ausbaden. Auch von dem Tempo der Verhandlungen hier, von der italienischen Psyche, hat man keine Ahnung. Das ist das eingebilddete Berliner Kontinentalgehirn.“

Endlich gab Leo XIII. nach, um dem großen geistlichen Elend der hirtlosen Kirchen zu steuern und die Friedensverhandlungen nicht zu gefährden. Man kann es begreifen, daß Schlözer triumphierend über den vermeintlichen Sieg in die Heimat berichtete. Mit der gleichen Zähigkeit führte er dann die alsbald beginnenden Verhandlungen über die Anzeigepflicht der katholischen Geistlichen.

Die Wartezeit war für ihn aber keine Zeit der Ruhe. Rastlos war er an der Arbeit. „Minierarbeit“ hat er sie selbst genannt. Sein Ziel war, den Einfluß der sog. „Intransigenten“, die von einem faulen Vergleich nichts wissen wollten, im Vatikan zu brechen und dann den Papst, der seinen Willen zur Verständigung so oft bekundet hatte, zu den von Bismarck gewünschten Zugeständnissen zu bringen. Da hieß es aber erst, Berge von Mißtrauen, die die Kampfesjahre aufgehäuft hatten, abzutragen, Freunde an einflußreichen Stellen zu gewinnen, womöglich eine Preußen freundliche Partei an der Kurie schaffen. Schlözer brachte zu dieser Aufgabe ein gutes Kapital an Ansehen und intimer Kenntnis der vatikanischen Verhältnisse aus seiner früheren Tätigkeit in Rom mit. Seine bisherigen Freunde, wie Hohenlohe, konnten ihm wohl wertvolle Winke geben, aber sie waren damals ohne Einfluß. Wunderbar ist nun die Geschicklichkeit, mit der der Gesandte im Vatikan langsam vordringt, wie er den Staatssekretär Jacobini sich günstig stimmt, wie er Montel, den stillen, aber einflußreichen Uditori der Rota, sich zu einer innigen Freundschaft verbindet, und durch diesen den ehrgeizigen Galimberti, der bei dem Papste so viel vermochte, ganz in sein Interesse hineinzieht. Die „Letzten römischen Briefe“ zeigen, wie eng freundschaftlich schließlich das Verhältnis Schlözers zu den beiden Prälaten geworden ist. Sie zeigen auch, daß er in der Heimat in den kirchlichen Kreisen Helfer hatte, die seine Bestrebungen in

gewisser Weise unterstützten. Der damalige Bischof von Fulda, Kopp, ist einer seiner Korrespondenten, der sich ihm gegenüber mit erstaunlicher Offenheit ausspricht. Wichtiger waren für Schlözer freilich noch seine Beziehungen zu römischen Kreisen.

Sie zu gewinnen scheute er keine Mühe, da ließ er die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens spielen, da scheute er keinen Umweg und keine freundlichen Worte und Dienste. Wenn sein häufiges Zusammentreffen mit Montel nicht auffallen durfte, so suchte er ihn in früher Morgenstunde in einer kleinen Kirche, wo der Uditori zu zelebrieren pflegte, auf. Die Freundschaft mit Galimberti begann mit einem geschickten Kompliment. Der Palazzo Capranica, Schlözers Heim während seiner vatikanischen Gesandtschaft, war in ganz Rom berühmt durch seine vorzügliche Küche und seinen guten Keller und stand gastlich allen Freunden weit offen.

Und wie hat der kluge Diplomat es verstanden, Leo XIII. für sich einzunehmen! Schlözer war bei ihm *persona gratissima*. Oft ließ der Papst ihn zu vertraulichen Unterhaltungen zu sich bitten¹. Die beiden Männer standen ja durch ihre diplomatische Begabung und ihre künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen einander schon nahe; aber Schlözer wußte, durch so manchen geschickten Zug diese Sympathien zu vertiefen und in Leo XIII. Vertrauen und Hoffnungen auf Bismarck zu erwecken. Wie weit der Einfluß des Gesandten reichte, wird durch nichts deutlicher als durch die beiden großen Ereignisse des Jahres 1887: den Abschluß des Kulturkampfes, der entgegen den Wünschen vieler deutscher Katholiken schließlich doch mit weitgehenden Zugeständnissen an den Staat endigte, und durch die beiden Briefe des Papstes in der Septennatsfrage. Letztere sind zum größten Teil das Werk Schlözers und seines Freundes Galimberti. General v. Winterfeld konnte Schlözer gratulieren zu diesen Schreiben, die er dem Papste „abgedrückt“ habe. Um diese Erfolge ganz zu würdigen, muß man bedenken, mit welcher starken Gegenströmungen Schlözer in Rom zu rechnen hatte. Da war nicht nur die italienische Regierung, die alle Schritte sorgenvoll überwachte; sie fürchtete ja nicht ohne Grund, daß in den Berechnungen des Papstes die römische Frage eine Rolle spielte; da waren Neider in der Heimat, da waren die weiten an Einfluß wachsenden Kreise der Katholiken, die von solcher Ausgleichspolitik, wie schon gesagt, nicht viel wissen wollten. Man kann über das Ergebnis, das Schlözer erreichte, denken, was man will; daß er ein überaus fähiger Diplomat war, kann man nicht bestreiten.

Des Gesandten Stern fing zu erbleichen an, als nicht, wie er gehofft hatte, Galimberti Nachfolger Jacobinis wurde, sondern Rampolla. Der Besuch Wilhelms II. im Vatikan (Oktober 1888) vermochte die Kühle, die zwischen dem Vatikan und Berlin langsam eingetreten war, nicht zu beseitigen. Schlözer hatte den Besuch auf das sorgfältigste vorbereitet. Es verstimmte aber den Papst sehr, als Prinz Heinrich unangemeldet in das Kabinett trat, wo Kaiser und Papst sich eben besprachen, und die Unterhaltung, auf die der Papst das höchste Gewicht legte, an dem für Leo wichtigsten Punkte jählings zum Abbruch brachte. Bitter empfand die Kurie auch die gleich danach bei dem Fest-

¹ Vgl. Curtius a. a. D. 131.

mahl im Quirinal getauschten Trinksprüche, die die Empfindungen des Papstes tief verletzten. Montel erzählt in einem Briefe, daß der Papst Weihnachten den Unwillen über diese Vorkommnisse noch nicht verwunden hatte. Schlözer selber urteilt zu einem späteren Zeitpunkt — über den Kaiser und sein Auftreten bei diesem Besuch:

„Ich habe ihn in diesem welthistorischen Akt zum ersten Male als Staatsmann, der er doch sein will, gesehen und leider, trotz aller Lebenswürdigkeit gegen mich, wenig diplomatische Qualitäten entdecken können. Man sah nur gezwungenes Selbstbewußtsein und ein überhastetes Auftreten. Bismarck weiß wohl, warum er so wütend auf diese Besuche ist. Die Umgebung ist fasziniert! Ich sehe in diesen Leuten Höflinge, die sich selbst und vor allem ihn belügen.“

Solange Bismarck am Ruder war, war trotz aller Reider Schlözers römische Stellung unangreifbar. Als der Kanzler aber ging, mußten die Gegner bald an Übergewicht gewinnen. Der einfache Mann, der offen zu berichten pflegte, paßte nicht mehr in die neue Ara. Vielleicht hatte der alte Junggeselle sich auch mancherlei Eigenheiten angewöhnt, die Anlaß zu Beanstandungen bieten konnten. Er fiel schließlich wegen seiner Treue gegen den geächteten Bismarck. Auch jetzt unterließ er es nicht, in seinen Ferien den hochverehrten Meister zu besuchen. Das konnte man ihm am Kaiserhof nicht vergeben.

Die Abdankung geschah schließlich in Formen, die in scharfem Widerspruch standen zu den Verdiensten, die der Gesandte sich in mehr als vierzigjähriger Arbeit um den Staat erworben hatte. Es wurde ihm ohne Angabe von Gründen im Juni 1892 die Aufforderung übermittelt, um seinen Abschied einzukommen.

Schlözer blieb noch bis Sommer 1893 in seinem geliebten Rom, dann zog er nach Berlin, wo er noch den glänzenden Einzug Bismarcks am 26. Januar mit ansah. Er stand damals am kaiserlichen Schloß. Der Papst hatte dem verehrten Diplomaten sein Bild mit in die Heimat gegeben mit der Unterschrift: *Vir fidelis multum laudabitur*. Noch oft fragte er nach Schlözer, wenn einer der Prälaten aus dem Freundeskreis des früheren Gesandten zur Audienz erschien.

Schlözer hat nicht mehr lange in der Heimat gelebt. Am 13. Mai 1894 hat eine rasche Krankheit den seit dem Abschiede von Rom und dem Amte doppelt Heimatlosen hinweggenommen. So hat auch sein Leben, das lange nur ein lichter Sonnentag schien, mit einem dunklen Abend geendet.

Wir müssen dankbar sein, daß die Briefe Schlözers, wie sie jetzt vorliegen, uns einen Blick wenigstens in die Jahre des Aufstieges dieses reichen Lebens gewähren. Man scheidet von ihnen mit dem Wunsch, daß doch auch bald die amtlichen Schreiben Schlözers zugänglich werden möchten. Sie werden das Wirken des Mannes erst recht deutlich machen, für das die Briefe ja nur gelegentliche Hinweise und von Stimmung überstrahlte Widerscheine geben, und damit werden sie dann wieder das Bild seines innern Werdens wertvoll ergänzen, für das die Briefe ja freilich die erste Quelle — wenigstens für die Entwicklungsjahre — immer bleiben werden. Der Mann, der bei manchen Schwächen, so viel Liebenswertes hat, der so tief in die Geschichte miteingriff, verdiente noch genauer gekannt zu werden.

Joseph Grisar S. J.